

SUSAN MALLERY

Glücksfreundinnen

ROMAN

HarperCollins

Susan Mallery

Glücksfreundinnen

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Sophie Schweitzer

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
The Friendship List bei HQN Books, Toronto.

© 2020 by Susan Mallery, Inc.
Deutsche Erstausgabe

© 2021 für die deutschsprachige Ausgabe
by HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg
Published by arrangement with
HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V./SARL

Covergestaltung von bürosüd, München
Coverabbildung von www.buerosued.de unter Verwendung von Shutterstock,
living4media / Cooke, Colin, Trevillion / Kerstin Marinov
E-Book-Produktion von [GGP Media GmbH, Pößneck](#)

ISBN E-Book 9783749951055

www.harpercollins.de

Ich hatte unglaublich viel Freude dabei, dieses Buch zu schreiben – im Ernst, es hat von Anfang bis Ende einfach nur Spaß gemacht. Ich liebe die Beziehung zwischen Ellen und Unity. Sie haben mich zum Lachen und zum Weinen gebracht, und ich war die ganze Zeit so gespannt, was als Nächstes passieren würde. Hinter jeder Ecke schien eine neue Überraschung zu warten.

Und da wir schon bei Überraschungen sind ... Ich möchte dieses Buch sechs zauberhaften Leserinnen widmen.

Brenda R., Cindy G., Courtney T., Nicole W., Teresa B., Zina O.

Wie womöglich viele von euch wissen, bin ich eine große Unterstützerin des Tierschutzes, und meine Lieblingsorganisation heißt Seattle Humane. Im Sommer 2019 bat der Verein mich, ihm bei einem neuen Projekt unter die Arme zu greifen – es ging darum, den »Bad Poetry Month«, den »Monat der schlechten Gedichte«, zu nutzen, um auf Tiere aufmerksam zu machen, die ein Zuhause suchen. Ich bat meine Facebook-Freunde um Hilfe, und wir schrieben alle ein paar sehr lustige Gedichte, um diesen Haustieren zu helfen.

Aus sämtlichen Einsendungen wurden die Gedichte von Brenda, Cindy, Courtney, Nicole, Teresa und Zina zur Veröffentlichung ausgewählt. Und um ihnen einen Extradank (und eine Überraschung!) zukommen zu lassen, widme ich dieses Buch ihnen.

Also, meine Freundinnen, das hier ist für euch.

1. Kapitel

»Ich hätte einen reichen Mann heiraten sollen«, sagte Ellen Fox deprimiert. »Das hätte all meine Probleme gelöst.«

Unity Leandre, praktisch von Geburt an ihre beste Freundin, zog die Augenbrauen hoch. »Weil du auch so oft die Möglichkeit dazu gehabt hättest und immer Nein gesagt hast?«

»Das hätte durchaus passieren können. Wenn ich jemals einen reichen Mann getroffen und so sehr gemocht hätte, dass ich ihn hätte heiraten wollen.«

»Wäre nicht die Tatsache, dass er dich auch hätte heiraten wollen, eine weitere wichtige Voraussetzung gewesen?«

Ellen stöhnte. »Das ist gerade kein guter Moment für Logik, sondern für Mitgefühl. Oder dafür, mir einen Lottoschein zu schenken, mit dem ich nur gewinnen kann. Wir sind schon so viele Jahre befreundet, und noch nie hast du mir einen Lotteriegewinn beschert.«

Unity nahm ihre Kaffeetasse in die Hand und lächelte. »Stimmt, aber dafür habe ich dir auf der Party zu unserem achten Geburtstag meinen Ponyritt geschenkt.«

In dem Punkt muss ich ihr wohl recht geben, dachte Ellen. Da ihre Geburtstage so kurz hintereinander lagen, hatten sie oft zusammen gefeiert. In dem Sommer, in dem sie beide acht wurden, hatte Unitys Mom ihnen ein Ponyreiten auf einem nahe gelegenen Bauernhof organisiert. Unity hatte ihren Spaß gehabt, aber Ellen hatte sich regelrecht in den zotteligen Mr. Peepers verknallt, das mürrisch dreinblickende alte Pony, das sie auf der Koppel herumgetragen hatte. Als Ellen ihre Zuneigung zu dem Pony

kundtat, reichte Unity ihr kurzerhand ihre restlichen Reitgutscheine und gab sich damit zufrieden, Ellen dabei zuzusehen, wie sie auf Mr. Peepers' breitem Rücken umhertrabte.

»Das mit dem Ponyreiten war wirklich wundervoll von dir«, sagte Ellen inbrünstig. »Ich bin dir sehr dankbar für deine Großzügigkeit. Aber jetzt gerade brauche ich unbedingt ein kleines Vermögen. Nichts Übertriebenes, nur ein hübsches Milliönchen oder so. Dafür würde ich dir sogar die Reitstunden auf Mr. Peepers zurückgeben.«

Unity schob die Hand über den Küchentisch und legte sie Ellen auf den Arm. »Will er wirklich auf die Uni von L. A.?«

Ellen nickte nur, aus Angst, zu wimmern, sobald sie den Mund auftat. Nachdem sie einmal tief durchgeatmet hatte, gelang es ihr zu sagen: »Ja. Selbst mit einem Teilstipendium würden die Kosten mich auffressen.« Sie wappnete sich innerlich, ehe sie die hässliche Wahrheit aussprach: »Ein Studium in einem anderen Bundesstaat inklusive Unterkunft und Verpflegung kostet vierundsechzigtausend Dollar.« Ellen fühlte, wie ihr Herz für einen Schlag aussetzte, und das nicht vor Freude. »Pro Jahr! So viel verdiene ich ja nicht mal. Wer hat bloß so viel Geld übrig? Genauso gut könnte es eine Million Dollar sein.«

Unity nickte. »Okay, jetzt ergibt das mit dem reichen Mann einen Sinn.«

»Mir bleiben nicht gerade viele Optionen.« Ellen presste sich die Hand auf die Brust und sagte sich, dass es schon kein Herzinfarkt war. »Du weißt, ich würde alles für Coop tun, und ich finde eine Lösung, aber diese Zahlen sind der blanke Horror. Ich muss anfangen, Rubbellose zu kaufen, und mir einen zweiten Job zulegen.« Sie sah Unity an. »Was meinst du, wie viel man bei Starbucks verdient? Vielleicht könnte ich dort die Abendschicht übernehmen.«

Unity, die zwölf Zentimeter größer war als sie und lange blonde Haare hatte, griff nach Ellens Händen. »Letzten Monat war es die University of Oklahoma, und im Monat davor wollte er auf die Notre Dame gehen. Cooper hat seine Meinung schon ein Dutzend Mal geändert. Warte, bis ihr euch diesen Sommer Unis angucken fahrt und er weiß, was er wirklich will, und dann finde erst mal raus, wer die beste finanzielle Unterstützung anzubieten hat, ehe du panisch wirst.« Sie verzog den Mund zu einem Lächeln. »Nichts für ungut, Ellen, aber ich habe deinen Kaffee probiert. Du solltest noch nicht mal in der Nähe eines Starbucks arbeiten.«

»Sehr witzig.« Ellen drückte Unitys Hände. »Aber du hast recht. Er ist gerade mal siebzehn geworden. Sein letztes Highschooljahr beginnt erst im September, ich habe noch etwas Zeit. Und ich lege jeden Monat Geld beiseite.«

Denn so wurde ich erzogen, dachte sie. Dazu, praktisch zu denken und verantwortungsbewusst zu handeln. Hätten ihre Eltern doch nur erwähnt, dass frau einen reichen Mann heiraten sollte.

»Nach unserem Roadtrip beschließt er womöglich, dass er doch auf die University of Washington will, das würde all meine Probleme lösen.«

Nicht nur die Geldprobleme, sondern auch das mit der Einsamkeit, dachte sie wehmütig. Denn nachdem sie fast achtzehn Jahre lang ein Team gewesen waren, würde ihr beinahe erwachsener kleiner Junge sie nun bald verlassen.

»Stopp«, mahnte Unity. »Jetzt wirst du traurig. Ich seh's kommen.«

»Ich hasse dich dafür, dass du mich so gut kennst.«

»Nein, das tust du nicht.«

Ellen seufzte. »Nein, tu ich nicht, aber es nervt.«

»Du nervst noch viel mehr.«

Sie lächelten sich an.

Schließlich stand Unity auf und reckte ihre gesamten ein Meter neunundsiebzig. »Ich muss los. Du hast junge Gemüter zu formen, und ich muss mich um einen verstopften Küchenabfluss kümmern, gefolgt von einem kaputten Gartentor und irgendwas mit einem Staubsauger. Die Nachricht war etwas kryptisch.« Sie sah Ellen an. »Kommst du klar?«

Ellen nickte. »Mir geht's gut. Du hast recht. Coop wird sich noch fünfzehnmal umentscheiden. Ich warte einfach, bis die Sache feststeht, und gönne mir erst dann einen Nervenzusammenbruch.«

»Siehst du? Du hast immer einen guten Plan.«

Auf dem Weg zur Haustür musste Ellen erneut an die unsäglichen Studienkosten denken.

»Hat nicht jemand von den alten Männern, denen du hilfst, ein bisschen Geld übrig?«, fragte sie. »Wenn mir einer genug zahlt, spiele ich gern die Vorzeigefrau für ihn.«

Unity schüttelte den Kopf. »Du bist vierunddreißig. Der durchschnittliche Bewohner von Silver Pines ist siebzig plus.«

»Einen reichen Mann zu heiraten würde aber immer noch all meine Probleme lösen.«

Unity umarmte sie ein wenig länger als sonst. »Du bist ein Freak.«

»Nein, eine Bärenmutter mit ihrem Jungtier.«

»Dein Jungtier ist ein Hüne von eins zweiundneunzig. Du solltest langsam damit aufhören, dich um ihn zu sorgen.«

»Das wird niemals passieren.«

»Und dafür liebe ich dich. Wir hören uns später.«

Ellen lächelte. »Hab einen schönen Tag. Und hüte dich vor den Spinnen.«

»Immer.«

Nachdem Unity weggefahren war, ging Ellen zurück in die Küche, wo sie eilig die Spülmaschine einräumte und ihr

Mittagessen einpackte. Cooper hatte bereits vor sechs das Haus verlassen. Er machte bei irgendeiner Fitness-Challenge zum Schuljahrsende mit. Irgendwas mit Laufen – Ellen wusste nicht genau, was. Ehrlich gesagt fiel es ihr schwer, nicht auf Durchzug zu stellen, wenn er stundenlang über seinen Sport redete. Vor allem wenn sie sich gerade Sorgen über Studiengebühren machte.

»Aber heute nicht mehr«, sagte sie laut. Darüber konnte sie sich am nächsten Morgen wieder Gedanken machen. Unity hatte recht – Cooper würde noch ein paarmal seine Meinung ändern. Ihr gemeinsamer Roadtrip, auf dem sie sich verschiedene Unis ansehen würden, war schon in ein paar Wochen. Danach würde sich die Liste der Favoriten dezimieren, und er würde anfangen, sich zu bewerben. Erst dann würde sie die genaue Summe kennen und sich überlegen müssen, wie sie die aufbringen sollte.

Bis dahin gab es genug Dinge, die sie beschäftigt halten würden. Sie hatte unangekündigte Arbeiten für die vierte und sechste Stunde geplant und wollte den Endjahrestest für ihre zwei Algebra-Kurse aktualisieren. Außerdem musste sie noch einkaufen, tanken und in die Bibliothek, um sich für ihre gesamte Sommerlektüre vormerken zu lassen.

Als sie ihre Morgenroutine beendet hatte und zu der Highschool fuhr, an der sie unterrichtete, dachte Ellen weiter über Cooper und das Uniproblem nach. Auch wenn sie Angst hatte, ihm das Studium nicht finanzieren zu können, musste sie zugeben, dass das ein großartiges Problem war. Vor siebzehn Jahren war sie noch eine völlig verängstigte Jugendliche gewesen, die kurz davorstand, alleinerziehende Mutter zu werden. Zwischen ihr und einem Leben auf der Straße hatte es nur ihre unglaublich enttäuschten und wütenden Eltern gegeben, die sie unbedingt spüren lassen wollten, was für einen riesigen Fehler sie begangen hatte.

Harte Arbeit und ihre Entschlossenheit hatten ihr dabei geholfen, wieder auf die Beine zu kommen – Cooper großzuziehen, ein Studium zu absolvieren, sich eine gute Stelle zu besorgen, ein Haus zu kaufen und Geld für die Ausbildung ihres Sohnes beiseitezulegen. Juhu.

Doch das wäre alles sehr viel leichter gewesen, wenn sie einfach jemanden mit viel Geld geheiratet hätte.

»Wie schafft man es nur, eine Drei minus in Spanisch zu bekommen?«, fragte Coach Keith Kinne, ohne sich die Mühe zu machen, leise zu sprechen. »Die halbe Stadt spricht Spanisch. Verdammt, sogar der Mann deiner Schwester ist Hispano.« Er funkelte den kräftigen Footballspieler, der vor ihm stand, wütend an. »Luka, du bist echt ein Idiot.«

Betreten senkte Luka den Blick. »Ja, Coach.«

»Sag nicht ›Ja, Coach‹ zu mir. Du wusstest, dass das passieren würde – schon seit Wochen. Und hast du jemanden um Hilfe gebeten? Hast du es mir vielleicht mal erzählt?«

»Nein, Coach.«

Keith spielte mit dem Gedanken, den Jungen zu erwürgen, doch er war sich nicht sicher, ob er den kräftigen Hals des Teenagers überhaupt mit den Händen umfassen könnte. Innerlich fluchte er, da ihm klar war, dass die Situation nun einmal so war, wie sie war, und er die Sache in Ordnung bringen musste – wie er es bei seinen Schülern immer tat. »Du kennst die Regeln«, sagte er. »Um in einer Schulmannschaft zu spielen, musst du in jedem Fach mindestens eine Drei plus haben. «

Luka, der fast einen Meter achtundneunzig groß war und hundert Kilo wog, sackte noch mehr in sich zusammen. »Ich dachte, ich würde schon irgendwie durchkommen.«

»Tatsächlich? In deinen anderen Tests hattest du also bessere Noten?«

»Nicht wirklich.« Er hob den Blick und sah ihn unglücklich an. »Ich dachte, ich könnte meine Note im letzten Moment noch verbessern.«

»Und wie gut hat dieser Plan funktioniert?«

»Nicht gerade *bueno*.«

Keith funkelte ihn an. »Du findest das also witzig?«

»Nein, Coach.«

»Du weißt, dass es hier für Spanisch keinen Sommerkurs gibt. Das bedeutet, dass wir eine Alternative finden müssen«, meinte Keith kopfschüttelnd.

Luka wurde blass unter seiner dunklen Haut. »Coach, bitte schicken Sie mich nicht weg von hier.«

»Niemand wird weggeschickt.« Es kam vor, dass Athleten Sommerkurse in anderen Bezirken besuchten. Dann wohnten sie bei fremden Familien und konzentrierten sich voll auf das Lernen.

»Ich muss bei meiner Familie bleiben. Meine Mom versteht mich.«

»Es wäre besser für uns alle, wenn sie Spanisch verstehen würde.« Keith sah den Jungen böse an. »Ich werde mich um einen Onlinekurs kümmern. Du wirst einen Tutor bekommen. Und du wirst mir zweimal in der Woche Bericht erstatten und mich detailliert auf dem Laufenden halten, bis du den Kurs bestanden hast.« Er verengte die Augen zu Schlitzen. »Und zwar mit einer Eins.«

Luka wich einen Schritt zurück. »Coach, nein! Eine Eins? Das schaffe ich nicht.«

»Mit der Einstellung sicher nicht.«

»Aber Coach ...«

»Du kanntest die Regeln und hast sie gebrochen. Du hättest mich schon frühzeitig um Hilfe bitten können. Du weißt, dass ich immer da bin für meine Schüler, aber hast du daran gedacht oder einfach beschlossen, dass du allein klarkommst?«

»Ich habe beschlossen, dass ich allein klarkomme«, murmelte Luka.

»Genau. Und solche Dinge allein zu beschließen entspricht nicht dem Teamgeist. Wenn du allein losziehst, scheiterst du.«

Lukas Augen füllten sich mit Tränen. »Ja, Coach.«

Keith deutete auf die Tür, und Luka schlurfte hinaus. Stöhnend ließ Keith sich auf seinen Stuhl sinken. Er war hart zu dem Jungen gewesen, doch er musste sicherstellen, dass die Botschaft ankam. Noten waren wichtig. Er half gern, wann immer er konnte, doch dafür musste man ihm auch sagen, was los war. Luka glaubte wohl, als Sportstar würde er eine Sonderbehandlung bekommen. Woanders vielleicht, aber nicht hier. Luka zu zwingen, sich eine Eins zu erarbeiten, war zugleich ein Appell an alle, die im Schulteam spielen wollten.

Er hatte sich gerade erst wieder seinem Computer zugewandt, als einer der Siebtklässler den Kopf in sein Büro streckte. »Coach Kinne! Coach Kinne! Im Kraftraum sitzt ein Mädchen und weint.«

Keith stöhnte leise, als er aufstand und zum Kraftraum lief, in der Hoffnung, dass er es mit etwas Unkompliziertem wie einem gebrochenen Arm oder einer Gehirnerschütterung zu tun bekommen würde. In diesen Fällen wusste er, was zu tun war. Alles, was irgendwie emotionaler war, versetzte ihn – ganz ehrlich – in Panik.

Als er den Kraftraum betrat, fand er dort eine Gruppe von Jungs vor, die nahe beieinanderstanden. Auf einer Bank am anderen Ende des Raums saß ein dünnes, dunkelhaariges Mädchen, das er nicht kannte. Es hielt sich die Hände vor das Gesicht, seine Schluchzer waren in der betretenen Stille laut zu hören.

Schnell warf er den Jungs einen Blick zu. »Ist sie verletzt?«

Die traten mit sichtlichem Unbehagen von einem Fuß auf den anderen und schüttelten die Köpfe. Verdammt. Es war also nichts Körperliches. Warum liefen die Dinge nie so, wie er es wollte?

»Ist einer von euch dafür verantwortlich – was auch immer es ist?«, fragte er.

Noch mehr Kopfschütteln, ein paar Jungs machten sich aus dem Staub.

Keith deutete auf die Tür, woraufhin der Rest auch verschwand, dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem weinenden Mädchen zu. Sie war klein und sah noch jung aus, mochte etwa fünfzehn sein. Keine Freundin seiner Tochter und keine Schulsportlerin – die kannte er alle.

Langsam näherte er sich der Jugendlichen, wobei er sich Mühe gab, freundlich statt bedrohlich auszusehen, und setzte sich auf eine Bank in ihrer Nähe.

»Hey«, sagte er sanft. »Ich bin Coach Kinne.«

Sie schniefte. Ihre Augen waren gerötet, ihre Haut war blass. »Ich weiß, wer Sie sind.«

»Was ist los mit dir?« *Bitte nicht schwanger sein, bitte nicht schwanger sein*, wiederholte er ein lautloses Mantra.

Weitere Tränen quollen ihr aus den Augen. »Ich bin schwanger. Der Vater ist Dylan, der streitet es aber ab, und ich kann es meiner Mo...Mom nicht erzählen, weil sie dann total wütend wird, dabei hat er gesagt, dass e...er mich liebt.«

So also ging Keiths Montag vor die Hunde.

Punkt Viertel nach drei verließ Keith seinen Arbeitsplatz. Er würde später noch einmal in sein Büro zurückkehren, um ein bisschen Papierkram zu erledigen, ein paar Gerätetrainingseinheiten zu überwachen und einen genaueren Blick auf die Abschlussnoten von den Sportlern zu werfen, die kurz davorstanden, Probleme auf der Schule

zu bekommen. Doch erst einmal hatte er eine dringende persönliche Angelegenheit zu erledigen.

Er fuhr die gut drei Kilometer zu seinem Haus, ging hinein und steuerte geradewegs das Zimmer seiner siebzehnjährigen Tochter an.

Lissa sah von ihrem Laptop auf, als er eintrat, bemerkte seine offensichtlich schlechte Laune, und ihr Lächeln erstarb. Doch auch so war sie eine Schönheit. Langes dunkles Haar, große braune Augen. Verdammt noch mal - weshalb konnte er keine hässliche Tochter haben, die kein Junge je eines zweiten Blickes würdigen würde?

»Hi, Dad«, sagte sie argwöhnisch. »Was geht?«

»Stichprobenkontrolle.«

Sie verdrehte die Augen. »Ernsthaft? Mit dir stimmt doch was nicht. Ich hab gehört, was heute in der Schule los war. Aber ich bin doch nicht so doof und lass mich mit einem Typen wie Dylan ein, der selbst einem Baumstumpf sagen würde, dass er ihn liebt, wenn er dann Sex mit ihm haben könnte. Ich schlafe mit niemandem, und ich bin nicht schwanger. Ich hab's dir doch gesagt - ich bin noch nicht bereit für Sex, im Sinne von ›Ich bin noch Jungfrau‹. Mann, du bist echt besessen. Würdest du dich besser fühlen, wenn ich einen Keuschheitsgürtel tragen würde?«

»Ja, aber das willst du ja nicht. Ich habe dich gefragt.«

»Da-ad. Wieso bist du so? Eine Schwangerschaft ist doch nicht das Schlimmste, was passieren könnte. Ich könnte krank werden und sterben. Wäre das nicht viel schrecklicher?«

»Diese Diskussion kannst du nicht mit Logik gewinnen. Ich benehme mich irrational, das sehe ich ein. Aber ich bin außerdem für dich verantwortlich, weshalb du schlicht damit klarkommen musst, dass ich irrational bin.«

Er deutete auf ihr Badezimmer. Sie stieß den leidgeprüften Seufzer derer aus, die mit unmöglichen Vätern geschlagen

sind, und stand auf. Er folgte ihr zur Badtür und sah zu, wie sie die kleine Plastikdose aus einer Schublade holte und sie öffnete.

Erleichterung durchflutete seinen angespannten Körper. Es fehlten Pillen, genauer gesagt die richtige Anzahl von Pillen.

»Du bist ein Albtraum von einem Vater«, sagte seine Tochter, während sie die Pillen genervt zurück in die Schublade packte. »Ich kann es nicht erwarten, endlich achtzehn zu werden und mir eine Spritze abholen zu können, statt die Antibabypille nehmen zu müssen. Dann würdest du mich nur noch alle paar Monate nerven.«

»Das kann ich auch kaum erwarten.«

»Ich hab ja noch nicht mal einen Freund.«

»Du könntest Kontakt zu jemandem im Internet haben.«

Ihr verärgertes Ausdrück schwand, und sie lächelte ihn an. »Dad, es gibt nur eine Person in diesem Haus, die online flirtet, und das bin nicht ich.«

»Ich flirte nicht online.«

»Richtig. Du gabelst Frauen im Internet auf und hast dann ein Wochenende lang irgendwo Sex mit ihnen. Das ist widerlich. Du solltest dich in eine Frau verlieben, bei der du dich nicht schämst, sie mit nach Hause zu bringen und sie mir vorzustellen.«

»Ich schäme mich nicht. Ich will nur keine Komplikationen.«

»Aber du willst Sex. Das ist ekelhaft.«

»Weshalb reden wir dann darüber?« Er zog sie an sich und umarmte sie, dann küsste er sie auf den Scheitel. »Tut mir leid, Lissa. Ich kann einfach nicht anders, als mir Sorgen um dich zu machen.«

Sie sah zu ihm auf. »Dad, ich nehme jeden Tag die Pille – nicht, dass das irgendeine Rolle spielen würde, da ich keinen Sex habe. *Habe ich wirklich nicht.* Ich hab ja kaum jemals

mit einem Typen geknutscht. Dich zum Vater zu haben macht es echt schwer, mich mit Jungs zu treffen. Die wollen alle keinen Stress mit dir und Gefahr laufen, von dir zusammengeschlagen zu werden.«

»Gut.«

Lächelnd boxte sie ihm gegen den Arm. »Du unterdrückst meinen emotionalen Reifeprozess.«

»Werd einfach nicht schwanger.«

»Denk dir mal einen positiveren Spruch aus. Wie wär's mit: ›Lebe stets dein höchstes und bestes Selbst?‹«

»Ja, das auch. Ich muss los.«

»Ich esse heute Abend bei Jessie. Hast du das auf dem Schirm?«

»Kein Problem. Sei einfach um zehn zu Hause.«

Er stieg wieder in seinen Jeep, doch ehe er den Motor startete, tippte er schnell eine Nachricht an Ellen. **Ich brauche ein paar Bier und ein offenes Ohr. Bist du heute Abend zu Hause?**

Die Antwort kam schnell. **Nur wenn du Brathuhn mitbringst. Ich habe Bier und Eiscreme.**

Abgemacht. Wir sehen uns um sechs.

Ellen war nicht klar, weshalb ein ein Meter achtundneunzig großer Siebzehnjähriger, der weinte, ihr näher ging als so ziemlich jedes heulende Teenagermädchen. War das umgekehrte Diskriminierung? Waren die Tränen von Jungs mehr wert, weil sie seltener weinten? Oder war es die Kombination aus Lukas' riesenhafter Statur und der Verletzlichkeit, die seine Tränen offenbarten? Da es unwahrscheinlich war, darauf eine Antwort zu finden, beschloss sie, die Frage beiseitezuschieben.

»Luka, das wird schon«, sagte sie und reckte den Arm, um dem Jungen auf die Schulter zu klopfen, während Cooper

sich in der Nähe herumdrückte. »Du machst diesen Online-Spanischkurs, und dann schaffst du das ganz leicht. Du bist doch ein schlauer Kerl. Nur ein bisschen selbstzufrieden bist du vielleicht geworden.«

»Weil er so eine Granate auf dem Spielfeld ist, hat er geglaubt, seine Scheiße würde nicht stinken«, sagte Coop, nur um gleich danach aufzustöhnen. »'tschuldigung, Mom. Ich wollte, ähm, *Kacke* sagen.«

Sie wandte sich ihrem Sohn zu und zog die Augenbrauen hoch. Erfreut stellte sie fest, dass er trotz seines Alters und seiner Größe schlucken musste und einen Schritt zurückwich.

»Tut mir wirklich leid«, fügte er hinzu.

»Das sollte es auch. Luka, der Coach schmeißt dich nicht raus.«

»Sie hätten ihn mal sehen sollen. Er war richtig wütend. Einen Idioten hat er mich genannt.«

Das war nicht das Wort, das sie gewählt hätte, aber sie verbrachte auch nicht viel Zeit in der Welt der Sportstars.

»Du bist ein Anführer, deshalb erwartet er mehr von dir.«

Lukas Augen füllten sich mit noch mehr Tränen. Coop zuckte nervös zusammen.

»Was, wenn ich keine Eins kriegen kann?«

»Mit der Einstellung wirst du das sicher nicht.«

Luka schniefte. »Genau das hat der Coach auch gesagt.«

Cooper beugte sich zu ihm vor. »Das ist so ein Lehrerding. Die denken alle gleich. Willkommen in meiner Welt.«

Sie gab sich Mühe, nicht zu lächeln. Meine Jungs, dachte sie voller Zuneigung. Cooper und seine Freunde waren Teil ihrer Welt, seit er alt genug war, Kinder zum Spielen zu sich nach Hause einzuladen. Seit beinahe zehn Jahren war Luka eine Konstante in ihrem Leben. Er und seine Familie waren von Yap (einer winzigen Insel in Mikronesien – sie hatte sie nachschlagen müssen) hierhergezogen. Luka und Coop

hatten sich am ersten Tag der zweiten Klasse kennengelernt und waren seitdem beste Freunde.

»Luka, ich verbiete dir, heute noch mehr darüber nachzudenken. Deine Mom wartet auf dich. Geh nach Hause, iss was Schönes, und entspann dich heute Abend. Und morgen kriegst du deinen Hintern hoch und machst dich ans Spanischlernen.« Sie zögerte. »Ich spreche mit dem Coach und stelle sicher, dass du weiter auf der Zielgeraden Richtung Uni bist.«

Seine dunklen Augen leuchteten auf. »Wirklich? Danke, Miss F. Das wäre großartig.«

Ehe sie zurückweichen konnte, packte Luka sie und hob sie in die Luft. Es war kein angenehmes Gefühl, aber so machten es alle Freunde von Coop. Er schwang sie zweimal herum, ehe er sie absetzte. Beide Teenager gingen zur Tür.

»Ich bin um zehn zurück«, rief Coop noch über die Schulter.

»Amüsiert euch.«

Ellen schüttelte sich kurz, um sicherzugehen, dass er ihr nichts gebrochen hatte, dann trat sie auf ihre kleine Terrasse, um festzustellen, wie heiß es noch war. Die Vorderseite des Hauses ging nach Süden, wodurch die Rückseite am frühen Abend im Schatten lag. Die Temperatur lag noch bei fast 27 Grad, doch es war auszuhalten.

Hinter der Terrasse lag ein kleines eingezäuntes Rasenstück. Nichts Großes, aber es war ihr Garten, und sie liebte ihn. Schnell wischte sie den Metalltisch ab und entstaubte die Stühle, ehe sie Sets, jede Menge Papierservietten und eine aufgeschnittene Limette darauf verteilte. Sie hatte bereits einen grünen Salat zubereitet, um die Kalorien des Brathähnchens auszugleichen. Um kurz nach sechs hörte sie ein Klopfen an der Eingangstür, gefolgt von einer vertrauten Stimme: »Ich bin's.«

»In der Küche«, rief sie, während sie den Kühlschrank öffnete und zwei Flaschen Bier herausholte. Dos Equis für ihn und ein Corona für sich selbst. Als sie den zweiten Essensbehälter in seiner Hand sah, funkelte sie ihn böse an.

»Was ist?«, wollte er wissen. »Wir haben doch gesagt, ich kaufe Hühnchen.«

Er hielt den großen Kentucky-Fried-Chicken-Becher in die Höhe. »Ich habe Hühnchen gekauft. Das Original, weil du das am liebsten magst.«

»Lenk nicht ab. Ist das was mit Kartoffeln? Die kann ich nicht essen.«

»Doch, das kannst du. Ich habe dich beobachtet. Du hast kein Problem damit, eine Gabel zu benutzen.«

Sie stellte sein Bier auf den Tisch. »Weißt du, wie viele Kalorien dieser Kartoffelbrei hat? Ich bin kein Machosportler.«

Keith lächelte sie ungerührt an. »Selbst wenn, ich wäre immer noch mit dir befreundet.« Er stellte das Essen ab. »Hör auf, dir darüber Gedanken zu machen. Du siehst gut aus.« Er sah sie an. »Jedenfalls soweit man das von außen feststellen kann.«

Sie ignorierte die Bemerkung und weigerte sich, einen Blick hinab auf ihre übergroße Tunika und ihre Schlabberhose zu werfen. »Ich habe es eben gern bequem. In lockerer Kleidung kann ich mich bei der Arbeit freier bewegen.« Sie lief zurück ins Haus, um den Salat zu holen, dann setzte sie sich zu ihm an den Tisch.

Er hatte bereits seinen üblichen Platz eingenommen und öffnete nun beide Essensbehälter. Der Geruch von gebratenem Huhn erinnerte sie daran, dass sie seit dem Mittag nichts mehr gegessen hatte, doch es fühlte sich an, als sei das schon zwei Tage her. Ihr knurrte der Magen, und das Wasser lief ihr im Mund zusammen.

Keith legte ihr eine Hühnerbrust auf den Teller, dann reichte er ihr den Kartoffelbrei. Sie schob Limettenscheiben in beide Bierflaschen. Es waren Gesten der Vertrautheit. Sie fühlten sich wohl miteinander.

Coach Keith Kinne und seine Tochter waren vor fünf Jahren nach Willowbrook gezogen. Damals war er als Football-Coach und Sportdirektor an der Birchly Highschool angestellt worden. Der Staat Washington mochte in Bezug auf Highschool-Football nicht denselben religiösen Eifer an den Tag legen wie Texas, doch der allgemeine Enthusiasmus war dennoch groß, und der ein Meter achtundachtzig große, gut aussehende dunkelhaarige Exprofispieler zog zudem viel weibliche Aufmerksamkeit auf sich.

Ihre jedoch nicht. Hauptsächlich, da sie nichts mit Männern anfang – sie hatte keine Zeit dafür, und außerdem waren die Männer, die sie kennenlernte, nie interessant genug. Als sie einmal beobachtet hatte, wie er von einer leicht aggressiven jungen Englischlehrerin bedrängt wurde, war sie daher dazwischengegangen, um ihn zu retten. So hatte ihre Freundschaft ihren Anfang genommen. Sie verbrachten Zeit miteinander, weil es einfach war und sie einander ergänzten. Er hatte ihr geholfen, als sie sich vor ein paar Jahren ein neues Auto gekauft hatte, und sie ging mit ihm Weihnachtsgeschenke für seine Tochter aussuchen.

»Wieso lächelst du?«, fragte er und nahm sein Bier in die Hand.

»Ich habe nur gerade gedacht, wie nett es ist, dass wir befreundet sind. Stell dir nur vor, wie schräg es gewesen wäre, wenn auch ich dich angebaggert hätte, als du hierhergezogen bist.«

Er runzelte die Stirn. »Sag so was nicht. Wenn du das getan hättest, wären wir jetzt wahrscheinlich keine Freunde. Ich hatte gerade eine Scheidung hinter mir und keinen Nerv auf Komplikationen.«

»Ich bin nicht kompliziert.«

»Aber das wäre es geworden, wenn wir was miteinander gehabt hätten.«

Was, zum Teufel, meinte er damit? »Inwiefern kompliziert?«

»Ach, du weißt schon. So kompliziert, wie es eben zwischen Mann und Frau sein kann.« Er stellte sein Bier ab.

»Apropos Mann und Frau: Lissa hat mich auf meine Internetbeziehungen angesprochen.«

»Du hast keine Internetbeziehungen. Du suchst dir Frauen, mit denen du Sex haben kannst.«

Er zuckte zusammen. »Genau das hat sie auch gesagt. Habt ihr etwa hinter meinem Rücken über mich geredet?«

»Ich bitte dich. Wir haben sehr viel interessantere Themen, über die wir reden können.« Sie hatte nie verstanden, was an Gelegenheitssex spannend sein sollte. Er erschien ihr so unpersönlich. Sollte ein so hohes Maß an Intimität nicht im Rahmen einer Beziehung stattfinden? Andernfalls war Sex doch genauso unromantisch, wie wenn jemand einen Furz ließ.

»Sie hat mir gesagt, ich soll mir eine Frau suchen, für die ich mich nicht schäme und die ich ihr vorstellen kann.«

»Das ist doch nett.«

»Bei mir hat das die reinste Panik ausgelöst.«

Ellen grinste. »Das liegt daran, dass mit Beziehungen Gefühle einhergehen, und du magst keine Gefühle.«

»Manche davon mag ich. Zum Beispiel mag ich es zu gewinnen.«

»Gewinnen ist kein Gefühl.«

»Na schön. Ich mag es, wie ich mich fühle, wenn ich gewinne.« Er machte ein selbstzufriedenes Gesicht. »Ich weiß schon, was Gefühle sind.«

»Nein, du tust nur so.« Plötzlich erstarb ihr Lächeln. »Cooper will auf die UCLA.«

»Bist du sicher? Zu mir hat er gesagt, er will nach Stanford.«

In ihren Ohren klingelte es, ihre Welt geriet in Schiefelage. »W...wie bitte? Stanford? Nein, das kann er nicht machen.«

»Wieso nicht? Die haben ein besseres Programm für Ringer. Ich habe mit dem Coach dort gesprochen, und er ist sehr interessiert. Ich bemühe mich gerade, Coop ein Einzeltreffen zu organisieren, wenn wir die Uni besichtigen. Mit seinen Fähigkeiten und Noten hat er gute Chancen, angenommen zu werden.«

»Ich fall gleich in Ohnmacht.«

»Warum denn? Du solltest dich darüber freuen.«

Sie warf ihm einen wütenden Blick zu. »Freuen? Bist du wahnsinnig? Ich kann mir noch nicht mal die UCLA leisten, und das ist eine staatliche Uni. Wie, zum Teufel, soll ich da Stanford bezahlen? Außerdem: Wieso erzählt mir Cooper nichts davon, dass er einen Coach treffen will? So was sollte ich doch wissen.«

»Tief durchatmen«, sagte Keith. »Wenn er nach Stanford geht, kriegst du das schon hin. Dein Gehalt reicht aus für die Studiengebühren. Und wenn er ein Teilstipendium bekommt, kannst du davon seine Unterbringung und Verpflegung bezahlen. Stanford käme dich viel günstiger als die UCLA.«

Ihre Panik schwand. »Bist du sicher?«

Er sah sie an. »Fragst du mich das allen Ernstes?«

»Tut mir leid. Natürlich bist du dir sicher. Du machst so was ja ständig.« Sie schnitt sich ein Stück von der Hähnchenbrust ab. »Yeah, Stanford vor!«

»Du hast keinen Kontakt zu seinem Vater, oder? Sein Einkommen würde nämlich sonst auch mit einberechnet.«

»Nein, überhaupt keinen«, erklärte sie fröhlich. »Jeremy verschwand, ehe Coop geboren wurde. Ich höre alle fünf oder sechs Jahre kurz mal von ihm, und dann ist er wieder weg. Er hat auf sämtliche Rechte verzichtet und mir nie

auch nur einen Penny zukommen lassen.« Sie lächelte. »Das sage ich ohne den geringsten Anflug von Bitterkeit, da mir der Stanford-Traum verdammt gut gefällt.«

Keith grinste. »Du meinst, für eine Summe in Höhe der Studiengebühren bist du käuflich?«

Sie grinste zurück. »Oh, ich bin schon für sehr viel weniger käuflich. Aber weshalb hat er mir nichts davon gesagt, dass er nach Stanford will? Warum hat er Geheimnisse vor mir?«

»Er wächst gerade zum Mann heran. Er braucht seine eigenen Träume und Pläne.«

»Aber ich bin doch seine Mom, und er ist mein kleiner Junge. Mach, dass er aufhört, erwachsen zu werden.«

»Tut mir leid. Das gehört nicht zu meinen Superkräften.«

Sie erinnerte sich noch gut daran, wie es gewesen war, als Cooper jünger war. Sie zwei gegen den Rest der Welt. »Ich vermisse es, der wichtigste Mensch in seinem Leben zu sein, aber du hast recht. Er muss sich seinen eigenen Weg suchen. Welche Unifarben hat Stanford? Ob sie mir wohl stehen werden?«

2. Kapitel

Keith langte nach seinem Bier, ohne sich die Mühe zu machen, seine Belustigung zu verbergen. »Das wird also die Entscheidungsgrundlage sein? Wie du in den Unifarben aussiehst? Weil dir dein Aussehen ja auch sonst so wichtig ist?«

»Hey!« Ellen knüllte ihre Serviette zusammen und warf sie nach ihm. »Es ist mir wichtig. So einigermaßen jedenfalls.«

Keith war mit genügend Frauen zusammen gewesen, um zu wissen, dass er bei diesem Thema nur verlieren konnte. In so ziemlich allen Bereichen hatten Frauen Regeln, die Männer unmöglich durchschauen konnten. Schon oft hatte er gedacht, dass, wenn Ellen auch nur fünf Minuten in ihr Aussehen investieren würde, ihr die Männer in Scharen nachlaufen würden. Doch würde er das erwähnen, wäre er der Buhmann.

Da war zum Beispiel ihre Kleidung. Sie war immer mindestens zwei Nummern zu groß. Selbst wenn sie nicht unterrichtete, trug sie locker sitzende Jeans und übergroße T-Shirts und Pullover. Make-up legte sie nie auf. Und ihr langes, gewelltes dunkles Haar trug sie nie anders als zum Pferdeschwanz zusammengebunden oder zum Zopf geflochten.

Das geht mich gar nichts an, rief er sich in Erinnerung. Ellen war seine Freundin, und was auch immer sie glücklich machte, machte auch ihn glücklich.

»Ich bin mir sicher, dass du in den Stanford-Farben ganz prächtig aussehen wirst«, sagte er.

Sie verdrehte die Augen. »Prächtig? Was Netteres ist dir nicht eingefallen?«

»Nein.«

»Na schön. Erzähl mir von deinem Tag.«

Er nahm sich ein Hühnerbein und legte es sich auf den Teller, dann fügte er noch zwei weitere hinzu. »Ich musste mich schon wieder um ein schwangeres Mädchen kümmern. Warum passiert das immer wieder, und wieso kommen die immer alle zu mir?«

»In umgekehrter Reihenfolge beantwortet: Sie kommen zu dir, weil du der Sache gewachsen bist und die Wahrscheinlichkeit, dass der involvierte Junge ein Sportler ist, sehr hoch ist. Und zu der Frage, weshalb sie schwanger werden – die ist ganz einfach zu beantworten: Männer haben ihr Sperma nicht unter Kontrolle.«

Perplex starrte er sie an. »Wie bitte?«

»Ja, Sperma. Nicht der Sex ist das Problem.« Sie wedelte mit der Bierflasche herum. »Denk mal drüber nach. Frauen können den ganzen Tag Sex haben und nicht schwanger werden. Sie können einen Orgasmus nach dem anderen haben – und *nada*. Es geht nur um die Ejakulation. Wenn die männliche Hälfte unserer Spezies dafür sorgen würde, dass sie nicht *in* der Frau stattfindet, gäbe es keine ungewollten Schwangerschaften. Man beschuldigt immer das Mädchen, dabei ist es nicht dafür verantwortlich. Der Junge ist es.«

Obwohl er einen grauenhaften Tag hinter sich hatte, musste Keith leise lachen. »Du hast immer eine einzigartige Sicht auf die Dinge.«

»Ich weiß. Was hast du noch mal gesagt? Ich bin ganz prächtig.«

»Ja, das bist du. Wenn du recht hast, dann ist das System also gegen Frauen ausgerichtet, aber das ändert nichts daran, dass das Ergebnis eine Schwangerschaft ist.«

Mitfühlend sah sie ihn an. »Du machst dir zu viele Sorgen um Lissa.«

»Tu ich das? Wie du gerade erläutert hast, ist sie nur eine unberechenbare Ejakulation davon entfernt, schwanger zu werden.«

»Sie nimmt die Pille.«

»Falls sie sie wirklich nimmt.«

Ellen legte ihm die Hand auf den Unterarm, um ihn zu beruhigen. »Deine Tochter will nicht schwanger werden, Keith. Sie ist ein schlaues Mädchen, und sie verhütet. Außerdem hat sie, soweit ich das beurteilen kann, keinen Freund. Du weißt doch, wie sie ist – wenn sie einen Jungen mag, dann redet sie von nichts anderem mehr. An der Jungsmädchen-Front war es bei ihr in letzter Zeit sehr ruhig.«

»Ich hoffe, du hast recht. Die ganze Situation macht mich wahnsinnig.« Lissa war seine Tochter, sie bedeutete ihm die Welt. Er wollte alles in seiner Macht Stehende tun, um ihr Leben perfekt zu machen.

Ellen nahm sich vom Kartoffelbrei. »Wenn wir von unserer Uni-Bustour zurück sind, arbeiten Lissa und ich für den Rest des Sommers zusammen am Obststand. Da werde ich schon herausfinden, was bei ihr so läuft. Bis dahin ist sie noch mit der Schule beschäftigt, und dann sitzt sie bei dir im Bus. Da sollte sie sicher sein. Apropos Bustour – ich glaube, wir haben jetzt so ziemlich alle Details geklärt. Was meinst du?«

»Ich glaube auch. Diese Woche besorge ich die Disneyland-Tickets«, sagte er. »Und die Hotels sind alle gebucht.«

»Guter Mann.«

Er zuckte mit der Schulter. »Ich mach das gern.«

Seit er nach Willowbrook gezogen war, veranstaltete er jedes Jahr für einige seiner Sportler eine Tour zu den Unis an der Westküste. Die Schüler verdienten sich das Schuljahr über Geld für Benzin, Hotelzimmer und Essen. Und Keith

machte Termine mit den verschiedenen Unis aus, an denen die Schüler interessiert waren. Die Reisen dauerten jeweils ungefähr zwei Wochen, und es wurden jedes Mal ein paar nette Stopps auf dem Weg eingelegt. Die diesjährige Gruppe hatte beschlossen, dass sie gern einen Nachmittag am Strand von Santa Monica, einen Tag in Disneyland und einen im Monterey-Bay-Aquarium verbringen wollte. Die Teenager hatten genug Geld dafür zusammenbekommen, und Keith ließ sie den Zeitplan aufstellen. Sie würden ein halbes Dutzend Colleges besichtigen, sich die Westküste ansehen, und viele seiner Schüler würden zum ersten Mal den Bundesstaat Washington verlassen.

»Freust du dich auf die Reise?«, fragte er.

Ellen lächelte ihn an. »Freuen ist ein bisschen viel gesagt, aber ich spiele gern die Bus-Mama.«

Es war das erste Mal, dass sie mitfuhr, doch da Cooper dabei war, hatte sie sich freiwillig gemeldet. Und Keith nahm Lissa mit.

»Schade, dass es diesmal nur Jungs sind«, meinte er. »Ich glaube, Lissa hätte gern ein paar Mädels dabeigehabt.«

Es bewarben sich stets mehr Schüler, als er mitnehmen konnte. Jedes Jahr im November veranstaltete er eine Auslosung, bei der zwölf Schüler nach dem Zufallsprinzip ausgewählt wurden. Dieses Jahr hatten beide Schülerinnen, die einen Platz gewonnen hatten, abgesagt.

»Sie wird mich haben«, sagte Ellen. »Und Cooper ist so etwas wie ein Bruder für sie. Außerdem haben alle Jungs Angst vor dir, es wird sie also keiner belästigen.«

»Die sollen sie auch gefälligst haben«, grummelte er. »Wenn ich auch nur einen von ihnen mit meiner Tochter erwische, lasse ich meine Fäuste sprechen.«

Ellen schnalzte mit der Zunge. »Gewalt? Was Besseres fällt dir nicht ein?«

»Wenn es um Lissa geht, nein.«

Sie aßen zu Ende und unterhielten sich danach noch eine Stunde, ehe er ihr beim Abräumen half. Um kurz vor acht begleitete sie ihn zur Haustür.

»Danke fürs Zuhören«, sagte er und umarmte sie.

»Danke für die Info zu Stanford. In dem Wissen, dass ich Coopers Studium womöglich doch bezahlen kann, werde ich heute Nacht sicher besser schlafen.«

Sie sah zu ihm auf, während sie sprach. Wie immer war ihr Pony zu lang, er hing ihr in die großen Augen. Sie sah unfassbar jung aus – so als könnte sie auf keinen Fall einen siebzehnjährigen Sohn haben. Nur war sie eben erst in Lissas Alter gewesen, als sie schwanger wurde.

»Du hast das großartig gemacht mit deinem Jungen«, sagte er.

»Danke. Und du mit deiner Tochter.«

»Ja, aber ich war auch nicht mehr auf der Highschool, als sie geboren wurde. Und ich hatte eine Frau.«

»Ich hatte meine Eltern.«

»Hey, ich versuche gerade, dir ein Kompliment zu machen.«

»Tut mir leid.« Sie lächelte. »Danke, Coach Kinne.«

»Gern geschehen, Miss Fox.«

Sie lachte. »Wir sehen uns morgen.«

»Immer.«

Er ging zu seinem Pritschenwagen. Die Sonne war noch nicht untergegangen. Zu dieser Jahreszeit blieb es unglaublich lange hell im Pazifischen Nordwesten.

Als er sich hinters Steuer setzte, betrachtete er die Doppelhaushälfte, in der Ellen lebte. Sie hatte ihm davon erzählt, dass ihre Eltern ihr – nachdem sie ihr eigenes Heim verkauft und nach Palm Desert gezogen waren, um sich zur Ruhe zu setzen – genug Geld für die Anzahlung eines Hauses überlassen hatten. Sie hatte sie beeindruckt, indem sie sich gleich ein Doppelhaus gekauft hatte, das ihr stetige

Mieteinnahmen sicherte, sodass sie den Kredit leichter abbezahlen konnte.

Zwar hatte sie ihm gestanden, dass ihr ein Einfamilienhaus lieber gewesen wäre, doch ihr sei klar gewesen, dass ein Doppelhaus die bessere Entscheidung sei. So war Ellen – sie war stets vernünftig und tat das Richtige. Und sie war eine gute Freundin, eine, auf die er zählen konnte. In vielerlei Hinsicht war seine Beziehung zu Ellen – die zu Lissa nicht mitgezählt – die beste, die er je gehabt hatte.

»Peter, mein Jüngster, hat gestern Abend angerufen«, sagte Howard, während er seinen Werkzeugkasten überprüfte. »Seine Scheidung ist jetzt durch. Vielleicht würdest du ihn gern mal kennenlernen.«

Unity Leandre starrte auf die große Tafel, die an ihrer Garagenwand angebracht war. Sie war in fünf Spalten unterteilt, eine für jeden Wochentag. Die Aufträge waren an dem Tag eingeschrieben, an dem sie erledigt werden sollten, daneben stand, wann sie eingegangen waren. Jeden Morgen besprach sie sich mit ihrem Team und entschied, wer was übernehmen würde und wie lange das dauern sollte.

»Sie will nicht mit Peter ausgehen«, sagte Jerry. »Wie alt ist er? Über vierzig, oder?«

»Fünfundvierzig.«

»Das ist zu alt für sie. Wie alt bist du, Unity?«

»Vierunddreißig.«

»Siehst du?« Jerry klang triumphierend. »Das ist ein zu großer Altersunterschied. Außerdem lebt Peter in Bellingham. Die Fahrt würde mindestens drei Stunden dauern, vielleicht sogar vier.«

»Aber er ist ein guter Mann«, insistierte Howard. »Und Unternehmer.«

»Er besitzt einen Rasenmähservice.«

»Es ist ein Landschaftsbauunternehmen. Sie hätten viele Gemeinsamkeiten.«

Jerry stieß einen missbilligenden Laut aus. »Lass das Mädel in Ruhe. Unity wird schon ganz allein den Richtigen finden. Da kann sie es gar nicht gebrauchen, dass wir uns in ihre Angelegenheiten einmischen.«

»Ich mische mich nicht ein, ich biete nur meine Hilfe an. Unity, mische ich mich etwa ein?«

Unity schrieb Howards Initialen neben den verstopften Abfluss und Jerrys neben die neue Duscharmatur.

Erst dann wandte sie sich den beiden über siebzigjährigen Männern zu, die für sie arbeiteten – in Teilzeit natürlich. Denn Rentner zu sein bedeutete nicht, dass man nicht beschäftigt sein wollte. Das war etwas, das sie in den vergangenen drei Jahren gelernt hatte. Natürlich waren sie manchmal weniger schnell als die Jüngeren, dafür jedoch geschickt, umsichtig und gründlich. Es war ihr lieber, ein Auftrag dauerte ein wenig länger, wurde dafür aber gut ausgeführt. Außerdem lebten die meisten ihrer Kunden in der Rentnersiedlung von Silver Pines, und dort hatte man gern Handwerker eines gewissen Alters um sich. Was Howards Jüngsten und dessen kürzlich vollzogene Scheidung betraf – dazu war ihre Antwort ein klares Nein.

Sie lächelte. »Du mischst dich nicht ein, Howard, aber ich bin trotzdem nicht interessiert.«

»Du kennst ihn doch gar nicht. Was, wenn er alles zu bieten hat, was du dir wünschst?«

Unity schüttelte den Kopf. Etwas über drei Jahre nach Stuarts Tod war sie immer noch nicht im Geringsten daran interessiert, einen Ersatz für ihn zu finden.

»Ich bin mir sicher, dass er ein ganz wunderbarer Mann ist«, sagte sie freundlich. »Nur nicht für mich.«